

Nr. 154. Bromberg, den 11. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Licht, das durch den orangefarbenen Lampenschirm geht, möchte auf Mariannes Wangen einen rötlichen Hauch vortäuschen, aber das ist eine Lüge. Ein Gesicht wie dieses kann von Natur aus nur eine Farbe haben: die des alten Elfenbeins, ganz gleichmäßig und sanft. Die Züge sind durchaus nicht schön. Die Nase ist zu kurz; die Augen sind zwar dunkel und groß, aber sie liegen ein wenig zu tief, und die Backenknochen treten ein wenig zu stark hervor. Dadurch wird das ganze Gesicht sonderbar unregelmäßig. Es gibt nirgends eine Stelle, aus der Ruhe spricht; auch die Stirn ist nervös. Das schwarze Haar liegt wieder, wie etwas ganz Fremdes, beiseitegestrichen auf dem Kissen. Ohne es zu wissen, betrachtet Sinklar diesen Kopf unablässig; er hat das Gefühl, nie etwas gesehen zu haben, das sich so wenig fassen läßt. Es ist wie ein Rätsel, von dem man nicht einmal den Wortlaut versteht, geschweige denn die Lösung ahnt.

„Ist der Herr ein neuer Arzt?“ fragt Marianne plötzlich, und ihr Blick trifft ihn zum erstenmal.

Sinklar erschrickt beinahe. Es fällt ihm ein, daß er sie angestarrt hat, wie ein Bild.

„Nein!“ Isa erklärt, daß er sie nur zufällig hierherbegleitet habe.

„Ja“, sagt er, „und da hörte ich, daß Sie krank seien; und weil ich Sie auf der Bühne gesehen habe — —Ja . . .“

„Das ist sehr hübsch von Ihnen! Ich danke Ihnen!“

Isa kramt in ihrer Handtasche. „Ich habe Ihnen da eine Tafel Schokolade mitgebracht, liebes Fräulein Waldemar, damit Sie doch wenigstens ein bißchen Weihnachten haben. Ja, bitte, es macht mir doch selber Freude! Aber jetzt muß ich nach Hause, und Herr Sinklar vermutlich auch.“

Der Sanitätsrat tritt ein. „Guten Abend!“ sagt er und zieht den nassen Pelz aus. „Wißt ihr was, Kinder? Es regnet! Weihnachten, wie es sein soll! Ich war bei Ihnen, Herr Sinklar, aber weil mir niemand aufmachte, konnte ich mir schon denken . . . Gehst du, Isa? Ich komme in einer Viertelstunde nach.“

„Dann also auf Wiedersehen!“ sagt Isa und sieht Sinklar an.

„Auf Wiedersehen!“ antwortet Sinklar. Er bleibt nämlich. Er hat vollständig vergessen, daß es wohl seine Pflicht wäre, sie zu begleiten. Es gibt sich so; wahrscheinlich denkt sich niemand etwas dabei, am wenigsten er selber.

„Nun, was machen wir denn, kleines Mädchen?“ fragt der Doktor und setzt sich an das Bett, während Sinklar neben ihn tritt. „Ich habe mir den Befund angesehen: Es ist nichts als Schwäche, ja, und das Herzchen . . . Sind Sie vielleicht zufällig verliebt? Da hilft dann freilich kein Doktor, sondern nur Vernunft. Aber danach sehen Sie mir nun gar nicht aus!“

Marianne, die bisher still, brav und etwas leidend dalag, wird überraschend lebendig. Sie richtet sich auf, stützt sich auf die Ellbogen und schüttelt den Pagenkopf. „Sagen Sie doch nicht solche Sachen! Ich und verliebt? In wen denn?“

„Ja, das müssen Sie selber wissen!“

„Die Männer taugen alle nichts — hab' ich mir erzählen lassen. Und die Ärzte vollends sind ganz besonders schlechte Menschen, nicht wahr?“

Dobler lacht laut heraus. „Leider ist es so schwer, auf beide zu verzichten!“

„Es ist gar nicht schwer!“ sagt Marianne mit gespielter Empörung und schlägt auf die Kissen, wie ein geärgertes Kind. „Wenn Sie mich zornig machen, spring' ich aus dem Bett und laufe nach Wertenberg, und das Krankenhaus kann sehen, wie es sein abscheuliches grobes Nachthemd wiederkriegt! Es kratzt mich am ganzen Leibe.“ Aber plötzlich legt sie die Hand aufs Herz und sinkt stumm zurück; den Arzt trifft ein entsetzter Blick.

„Na, na, na! Sehen Sie wohl, Sie ungezogenes Ding? Das Weglaufen werden Sie wohl bleiben lassen!“ sagt der Doktor und legt behutsam das Köpfchen auf dem Kissen zurecht. „So ein ungebärdiges Etwas! Jetzt haben wir die Bescherung! Glauben Sie denn, wir sperren Sie zu unserem Vergnügen hier ein?“ Er hält ihr das Wasserglas an die Lippen. „Ja, ja, das wird schon wieder besser . . . Aber wenn Sie jetzt nicht sehr brav und ruhig liegen bleiben, ruf' ich die Schwester mit der Spritze! Das tut gar nicht gut!“

Marianne liegt da wie ein zu Tode erschrockener Vogel. Sie spricht kein Wort, aber ihre Augen sind groß und voll bitterer Tränen.

Der Sanitätsrat streichelt ihr mit seiner behutsamen Arzthand über das Haar und läßt die Hand auf der Stirn ruhen. „Es wird gleich wieder besser, Kindchen. Sie müssen nur ein bißchen vorsichtiger sein! So — so . . . Nun bleiben Sie ganz ruhig! Ich schicke Ihnen die Schwester, damit Sie nicht allein sind, — nein, natürlich nicht mit der Spritze, so schlimm ist es doch nicht, Gott bewahre! Und morgen komm' ich wieder. Gute Nacht! Schlafen Sie sich gesund!“

Dobler und Sinklar gehen aus dem Zimmer. „Ich möchte behaupten, das Herz sei zu schwach für dieses Temperament, — wenn das eine Diagnose wäre!“ sagt Dobler. „Aber es ist ein höchst laienhafter Ausdruck, mit dem ich mich vor Kollegen blamieren würde. Na, Sie sind ja, Gott sei Dank, keiner! Übrigens: Wie steht's? Kommen Sie nachher?“

„Gerne! Ich will nur heimgehen und mich umziehen.“

„Um acht Uhr!“

Eine halbe Stunde später tritt Sinklar wieder in die Krankenstube . . . Die Schwester sitzt bei Marianne. Sinklar hat ein winzig kleines Christbäumchen gekauft. Es ist in einen Blumentopf gepflanzt, die Zweige sind mit künstlichem Reif und Silberfäden bedeckt, rote Beeren hängen daran, aber so klein ist es doch nicht, daß nicht ein paar dünne Kerzen auf den Zweigen Platz hätten.

Die Schwester lächelt. Marianne bleibt regungslos und sagt nichts; aber sie schaut zu, wie Sinklar dieses winzige Bäumchen auf den Nachttisch stellt und vorsichtig eine

Kerze nach der anderen anzündet. Es knistert ein bißchen und beginnt weihnachtlich zu duften. Der Schimmer der Kerzen spiegelt sich in Mariannes Augen, die unentwegt in das Licht blicken und sehr, sehr glücklich sind.

Sinklar hat noch niemals etwas so Glückliches gesehen wie diese Augen. Er geht ganz leise hinaus . . .

Alles an diesem Abend wurde merkwürdig reibungslos. Außer Sinklar war nur noch ein Gast bei Doblers eingeladen, ein freundlicher alter Herr namens Oberschmied — er war der Direktor des Städtischen Elektrizitätswerks. Isa hatte das offenbar sehr umsichtig und energisch angefaßt!

„Nun, Sie haben sich ja jetzt in Mundelfingen ansässig gemacht, Herr Ingenieur!" sagte er, und so kam man auf schnurgerader Linie zum Thema. Oberschmied war kein Freund von Umwegen; es sah allerdings auch nicht aus, als ob er noch besonders viel Zeit hätte, Umwege zu gehen. Ob Herr Sinklar wirklich umsatteln wolle? Und ob er sich für das Elektrizitätswerk interessiere?

Sinklar sagte, er wolle freilich umsatteln — es sei denn, Mundelfingen könne sich entschließen, eine Werft für seegehende und Kriegsschiffe zu bauen! Ja, wirklich: Alles ergab sich von selbst — es war fast beängstigend. Er geriet in die Stimmung eines Mannes, der ohne Ruder in einem Kahn sitzt und mit einer gewissen machtlosen Verwunderung zusieht, wie der Fluß ihn zu einem ganz angenehmen Ufer treibt. Ist das möglich? Er wollte es eigentlich gar nicht; man konnte da wohl von „gemischten Gefühlen" sprechen: Der „ordentliche" Mensch in ihm sagte ja und war zufrieden; aber der „neue" Mensch, den er seit einiger Zeit in sich zu entdecken begann, betrachtete diese ganze Entwicklung mit ungemütlichen Empfindungen. Und sehr im Unterbewußtsein des Herzens kam es ihm, daß das Weihnachtsbäumchen an Mariannes Bett gar nicht passend sei — ja, daß dieses Geschenk eine Art Unrecht, eine Art Untreue war.

Aber was wollte man machen? Die Leute waren alle so lieb und freundlich; Sinklar konnte ihnen unmöglich auch nur im geringsten weh tun. Und Isa hatte es doch wirklich großartig eingeleitet! Durfte man da nein sagen? Durfte man überhaupt nur ein inneres Zaudern merken lassen? Ganz abgesehen davon, daß dies alles ja doch ein großes Glück für ihn war. Wovon, zum Teufel, wollte er sonst in zwölf Monaten leben? Vernunft, Sinklar! Trotzdem fiel es ihm schwer. Er hatte ganz einfach kein gutes Gewissen. Isa beteiligte sich eifrig an dem Gespräch. Nicht Sinklar, sondern sie war es eigentlich, die das Übereinkommen traf: Schon in der nächsten Zeit sollte seine Tätigkeit als Stütze des Direktors beginnen.

Herr Oberschmied mußte sehr vorsichtig sein und auf die Gesundheit achten. Gegen elf Uhr empfahl er sich, und es war selbstverständlich, daß Sinklar ihn bei dem schlechten Wetter nach Hause begleitete.

Als er ihn glücklich daheim abgeliefert hatte, führte der Rückweg ihn am Krankenhause vorüber. Er blieb stehen und sah zu den Reihen der Fenster hinauf, von denen nur noch wenige erleuchtet waren; er wußte nicht, welches Fenster zu Mariannes Zimmer gehörte, nickte aber eine Gutenacht hinauf. Von dem Stadtkirchturm schlug es halb zwölf. Ob Hoffmann schon schlief? Sinklar hätte gerne mit ihm gesprochen.

Nein, der Alte schlief nicht: Im Gespensterturm brannte Licht. Sinklar rief. Der Alte steckte den Kopf durchs Fenster.

„Gehen Sie mit? Wir machen noch einen Punsch!"

„Gott segne Ihre Einfälle!" Er kam in den schwarzen Regen herunter; der Tauwind blies ihn fast um.

Sie schoben sich vorwärts und landeten zerzaust bei Sinklar. „Ich wollte Sie eigentlich schon früher einladen", sagte der. „Es kam mir aber etwas dazwischen."

„Was?"

„Eine bürgerliche Existenz."

Hoffmann nahm eine gewaltige Prise, während er ihn über die Brillengläser hinweg betrachtete. Er hörte die ganze Geschichte, die Sinklar mit möglichster Schlichtheit erzählte, schweigend an. „Das ist alles sehr gut und schön", sagte er schließlich, „eine solche Fürsorge sieht Isa recht ähnlich . . . Übrigens habe ich gar nicht gewußt, daß ihr schon so weit seid . . . Mir scheint aber, Sinklar, daß Sie mir irgend etwas verschweigen. Tun Sie's immerhin! Nach unserer letzten Sitzung kann ich mir ohnehin denken, was Sie beunruhigt, Brüderlein sein. Ja — damit müssen Sie nun wirklich ganz allein fertig werden!"

Am ersten Weihnachtstage zog sich Sinklar mit Sorgfalt an. Er stand vor dem Spiegel, band seine Krawatte bereits zum drittenmal und redete sich dabei ein, dies geschehe, weil ein so hoher Feiertag sei und weil nun doch demnächst seine bürgerliche Existenz beginne, ein Lebenszustand, der ihm gewisse Verpflichtungen auferlege. Selbstverständlich wußte er genau, daß er sich damit anlog. Es geschah ganz einfach, weil er Marianne besuchen wollte, aus gar keinem anderen Grunde.

Als er die Treppe hinunterging, spürte er in der Manteltasche ein Päckchen, zog es heraus und erinnerte sich, daß Isa Dobler es ihm gestern abend geschenkt hatte: ein paar Lebkuchen und ein bißchen Schokolade. Sinklar kehrte um, legte das Päckchen auf den Tisch und schämte sich. Alles vergessen! Marianne hatte er verstohlen ein Weihnachtsbäumchen gebracht; an Isa, die ihm so ehrlich half, hatte er nicht gedacht . . . Ich habe mich undankbar und abscheulich benommen! stellte er fest, betrachtete sich mit wahrhafter Mißbilligung im Spiegel und rückte dabei doch schon wieder die Krawatte zurecht. Ja — und dann ging er eben doch ins Krankenhaus.

„Das Fräulein ist weg!" sagte die Schwester, die ihm gleich unten begegnete.

Er starrte sie an.

„Ja. Heute früh kam ihr Vater. Sie meinte, daß ihr nichts mehr fehle und daß sie hier nicht länger aushalten könne. Dann zog sie sich an und ging eben weg. Ich denke, die beiden sind nach Wertenberg gefahren."

„Ja . . . So?" sagte Sinklar. „Ja — hat man sie denn so einfach fortgelassen? Haben die Ärzte das erlaubt?"

„Sie mußten wohl. Fräulein Waldemar, wissen Sie, war ein kleiner Satan, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Ich glaube, sie wäre zum Fenster hinausgesprungen, wenn man sie hätte halten wollen."

„Ach —? Danke!" Sinklar nickt und marschiert von dannen.

Er hat ein entsetzlich dummes Gefühl. Der Tag ist noch grauer, als er schon ohnedies war, und Sinklar bewegt sich durch ihn hindurch, wie ein Automat ohne Gehirn.

Hat man je so etwas gehört? Gestern abend noch sterbensmatt — zwölf Stunden später auf und davon . . . Das ist unglaublich! Schlimmer: Es ist skandalös! Es verstößt in der haarsträubendsten Weise gegen die Sentimentalität, mit der Sinklar sich die Dinge zurechtgelegt hat. Diese Schauspieler, und — insbesondere! — diese Weiber! War die ganze Krankheit vielleicht nur eine Komödie, um sich interessant zu machen? Ein Reklametrick? Eine hysterische Angelegenheit?

Ach, und das Weihnachtsbäumchen! Mitgenommen hat sie es natürlich nicht; die Schwester hat es gewiß einer Frau Huber oder Meier neben das Bett gestellt; dabei liegen das Mundelfinger Tageblatt und ein Strickstrumpf aus grauer Wolle; mit den blanken Nadeln pflegt sich Frau Huber ebenbei den Kopf zu kratzen. So endet ein romantischer Traum . . .

Sinklar ist nicht mehr so leer wie vorhin. Langsam, wie Wasser steigt, beginnt ihn Erbitterung zu füllen: sie reicht schon fast bis zum Herzen, und dann wird es gefährlich. Jetzt müßte etwas zur Ablenkung geschehen! Der Kirchturm müßte einstürzen, oder irgendwo müßte irgendwer einen Stein in irgend eine Spiegelscheibe schmeißen . . . Statt dessen kommt der Sanitätsrat Dobler mit Isa um die Ecke der Marktstraße; man kann unmöglich ausweichen.

Ruhe! Nur Ruhe! denkt Sinklar und gräbt die Hände furchbar tief in die Manteltaschen — um sie gleich wieder herauszunehmen, da er ja grüßen muß.

„Wir wollen die kleine Marianne besuchen", sagt Isa. „Gehen Sie mit?"

Konflikt . . . Soll er bekennen? Natürlich! Aber er hat einfach nicht den Mut. „Nein, leider — — Ich habe — ich wollte eigentlich — —"

„Ja, dann auf Wiedersehen! Wir müssen nämlich pünktlich zurück sein."

Im Krankenhaus erfährt Isa die merkwürdige Geschichte. „Vor zehn Minuten war Herr Ingenieur Sinklar hier", sagt die Schwester. „Er wunderte sich auch sehr!"

Isa freut sich ebenfalls nicht besonders über diesen Tag. Nein, nicht besonders . . .

Sinklar hatte genügend Grund, über sich selbst und die Welt wütend zu sein. War das ein erwachsener Mensch, ein Mann, der vierzig Jahre alt und vielleicht sogar Direktor des Mundelfinger Elektrizitätswerks wurde?

Er aß im „Grünen Baum" zu Mittag, rannte dann nach Hause, bereit, alles aufzuspießen, was ihm in den Weg kam — glücklicherweise kam nichts —, und setzte sich in den Lehnstuhl ins Fenster, mit der festen Absicht, nicht mehr, nie mehr an diese lächerliche und beschämende Geschichte zu denken, sondern in die ebene Bahn der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes zurückzukehren, koste es, was es wolle; denn daß es etwas kosten würde, darüber war er sich klar.

Schräg gegenüber hing Tante Emilies Bild, das Bild, das den Beschauer stets ansah, und wie immer, so ließ Sinklar sich auch heute von dem Blick dieses jungen Mädchens fangen. Ein leichter, graziöser, freundlicher Spott lag in dem Blick — ja, eines war gewiß: Dieses junge Mädchen hatte nie etwas übrig gehabt für die ebene Bahn der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes; aber den Mut zu ihrem eigenen Herzen hatte sie gehabt!

Und diese Augen waren Mariannes Augen! Ganz plötzlich machte Sinklar die Entdeckung. Sie traf ihn so, daß er aufstand und sich im Zimmer bald hierhin, bald dorthin stellte, um sich zu überzeugen, daß es eine Täuschung wäre. Aber nein: Es blieben Mariannes Augen. Das Rätselhafte lag in ihnen: jenes Fremde, das ihn, als er nach Mundelfingen gekommen war, so beunruhigt hatte, weil er es nicht kannte.

Deshalb also!? Sinklar schüttelte den Kopf. Die Welt wurde unergründlicher, je genauer man sie betrachtete. Und wie seltsam: Marianne war nach Wertenberg gegangen, nach dem Wertenberg, wo auf dem alten Stein die Worte standen: „Vite soufflons la lampe, afin de nous cacher dans les ténèbres . . ."

Es muß doch Zusammenhänge geben —? grübelte er. Das französische Zitat klang in ihm nach, abseitig, leise, wie eine Saite, die nicht schweigen will. Er beachtete es kaum und fühlte es trotzdem — wie es nicht aufhörte, langsamer wieder deutlich und zuletzt zu einem Nervenschwirren wurde. „. . . Hinabzutauchen in die Dunkelheiten!" Was geschah mit Marianne? Was geschah, wenn sie schon auf der Reise wieder krank wurde? Sinklar spielte nervös mit der Uhrkette. Das also hieß: Nicht mehr an diese lächerliche und beschämende Geschichte denken? Alles war unentrinnbar und beklemmend. Er zog den Mantel an und ging. Zufällig geriet er an den Bahnhof; zufällig fuhr in zwanzig Minuten ein Zug nach Wertenberg . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Bauer.

Skizze von Fritz Schlüter-Oberhausen.

Die niedere Stube liegt hinter anderen, in denen niemand ist. Er steht allein, aufgerichtet und breitbeinig, am dunklen Fenster. Draußen in der Weite über den Feldern schwebt noch ein letztes Licht vom Abend. — Er ist fünfundsechzig Jahre alt; so alt hat er werden müssen, ehe sein Leben beginnt. Es beginnt da, wo er sich sieht. Das geschieht im Dunkel. Er ist das Zeugnis eines mächtigen Geschlechts, das ihn niederhält und seine Füße schwer an den Boden drückt und das ihn hochhebt und ihm den großen Kopf in den Nacken zwängt.

Seit drei Wochen ist er der Herr auf dem Hofe. Da starb sein Vater. Der wurde neunzig Jahre alt und war gesund wie ein Fünfziger. Mitten im Tun traf ihn der Schlag und brach sein hartes Regiment entzwei, das er hier ein Menschenalter geführt hatte. Ein Regiment, aus dessen Fülle von Beherrschung eine stetige Macht aufwuchs, die nicht umzuwerfen war und die denen im Hause, seinem Sohn, seinem Enkel und dessen Familie eine herbe, schwer zu ertragende Kargheit und strenge Genügsamkeit auferlegte. Aber ob schwer zu ertragen oder leicht, das war gleichgültig geblieben, die Frage danach galt nicht. Es galt, nach dem Gesetz zu tun, es zu beachten, darüber zu wachen, jeden Widerstand fernzuhalten, niederzuschlagen, zu vernichten und so einem Leben Gestalt zu geben, es aus dem Dunstkreis des Dahintreibens, der hastigen Wünsche, des unmäßigen Verlangens heraus ans Licht und dem Licht entgegen zu heben und es wahr zu machen.

Schwerer und unduldsamer als die andern, die schon, weil weit hinter den Alten und den Sohn zurückgesetzt, und ohne eigenen Spruch sich auf dem Hofe nur geduldet fühlten, hatte der Sohn die Unbedingtheit solcher Herrschaft als eine Last für seinen schnellen Stolz und als ein eigensinniges Hindernis für seine schäumenden Kräfte ertragen. In ihm steckte der hochfahrende Wille seines Großvaters, der sich in erschreckender Unbeherrschtheit aufgebäumt hatte gegen die karge Bedürfnislosigkeit, gegen die niedrigen Stuben, die Enge des Hauses, gegen die kleine und stetige Arbeit, die sich seinem schroffen Streben nach stolzer Macht und großer Herrschaft widersetzte, und dem der ungerechte Anspruch und die falsche Forderung, die er an das Leben stellte, schließlich anheimgegeben hatten, das Leben zu verachten und jäh und jung zu sterben, wann er es beschloß, und den Tod nicht abzuwarten. Dem ungeordneten Leben seines Vaters, der über sich selbst hinaus zu greifen trachtete, hatte der Sohn, der jung zur Herrschaft kam, die Ordnung, die Zucht und die Beschränkung entgegengesetzt, die dem Werk entsprach, in das er gestellt war.

Und wissend um den trügerischen Hauch des dreisten Aufruhrs, mit dem nun wiederum sein Sohn gegen ihn aufgestanden war, hatte er ohne Achtung für den Grimm und gar den Haß, den er sich zuzog, der an ihm fraß und den er dennoch unter sich trat, den Sohn zurückgestoßen mit der Härte, die dessen ungestaltem Begehren zukam. Neunzig Jahre war er alt geworden, aufrecht gehalten von dem starren Gedanken, notwendig solange leben zu müssen, bis die ungezügelte Flamme in seinem Sohn zu wärmendem Feuer, sein jäher Wille zu ebenem Wollen geworden wäre und sein rücksichtsloser Anspruch die Begrenzung gefunden hätte. Er hatte es auch jetzt noch nicht geglaubt, daß sein Leben dafür lange genug gewährt hätte; und dennoch rief es ihn ab. Er konnte nicht wissen, daß es nun notwendig geworden war, zu sterben, um mit seinem Weggange den Widerstand mit fortzunehmen, an dem der Eigensinn seines Sohnes, seit Jahrzehnten daran gewöhnt, immer noch neue Nahrung fand, obschon sein Blut die arge Schnelligkeit verloren hatte und in ruhigerem Takte ging . . .

Seit drei Wochen horcht der Sohn in die Leere, die seinen Widerspruch aufnimmt und stumm in sich verschließt und deren gleichbleibende Stille ihn aufmerken und ihn die Unwirklichkeit eines eigenmächtigen Sinnes mehr und mehr gewahr werden läßt. Eingeschlossen in die Aufgabe seines Geschlechtes geht er dessen guten und großen Weg, oder er tut wider das Gesetz, geht in die Irre und verdirbt, und weder die Welt noch Gott klagen über ihn . . .

Als er um eine Stunde später im Kreise der andern das Tischgebet spricht, blüht der jungen, zaghaften Frau seines Sohnes, die mit gesenktem Kopf ihm gegenüber sitzt, unter der eintönigen Friedfertigkeit seiner Stimme ein frommes Glück im Herzen auf.

Harte Arbeit.

Eine Erinnerung von Ernst W. Freißler.

Zwei Jahre lang hatten wir es immer so gehalten, daß wir von dem kleinen Bauerngütchen nur das nackte Leben verlangten, das nötige Bargeld aber von meiner Kopfarbeit. Aber im Herbst 1921 war es ja nun soweit, daß mit der Kopfarbeit wenig mehr auszurichten war; bis der Geldbriefträger das Honorar brachte, konnte man es ihm gerne als Trinkgeld lassen. Bares Geld mußte also auf irgendeine andere Weise her. Manche gingen auf Tagelohn, aber auch damit hatte es seinen Haken. Das Dorf war nicht reich, für das bißchen Lohnarbeit gab es Bewerber genug, ganz arme darunter, denen man gewiß nichts wegnehmen durfte.

Da war es der Völk Franzl, der einen Ausweg fand. Sie nannten ihn Bolger Franzl, weil sein Haus „beim Bolger" hieß, so wie das unsere „beim Zischt". Er hatte etwas mehr Land, aber ich hatte einen dreipferdigen Motor mit Kreissäge voraus; im Vorjahr hatte ich die Lederbände aus meinem Bücherschrank abgestoßen — Lederband und Vorkriegspapier mußte es sein, alles andere Nebensache — und davon die Anlage angeschafft.

Nun kam der Bolger und meinte, im Staatsforst drüben seien jetzt die Stämme vom letzten Windbruch aufgearbeitet, da könnte man die Stubben billig einsteigern — solche Trümmer, zeigte er mit weiten Armen; manche gäben

wohl einen guten Raummeter Holz, auch noch mehr. Von den Leuten im Dorf traue sich keiner dran, weil ein einzelner sich ja wirklich zum Krüppel arbeiten könne an dem schiechen Zeug. Aber wenn zweie sich zusammentun und die Sache anpacken wollten? Ha? Wo doch in der Stadt drin die Leute nach Brennholz nur so jammerten? „Und net amal ausgraben braucht's, san ja lauter Windbrüch, die mehrern stehn mit de Wurzeln in d' Höh', und de, wo zurückgefall'n, sein, sitzen aa nimmer fest — i mein' alleweil, des sollt ma net auslass'n? Ha?"

Und wir ließen es nicht aus. Wir kauften den ganzen Schlag, der Förster war kein Unmensch, gab uns sechs Wochen Ziel und schätzte überdies auch die Stubben recht großzügig ab. Für ihn war es ja gefundenes Geld, er bekam den Schlag frei und konnte im Frühjahr gleich anpflanzen. An einem Sonnabend bekamen wir den Zuschlag, der Franzl und ich, und gingen nachmittag in den Wald, um die Sache nochmals genau anzusehen und auszumachen, wo wir am Montag anfangen wollten. Es waren wirklich Trümmer, ein Meter und mehr im Durchmesser, und ein bis anderthalb Meter hoch, dazu Wurzeln wie die Roßschenkel. „Herrgottsa — gibt's dös a?" fragte der Franzl einmal ums andre, und ich konnte nicht Nein sagen.

Dann legten wir die Arbeit genau fest. Manche von den Stubben waren glatt gewachsen, die konnten mit Keilen leicht geviertel werden; aber andern sah man es gleich an, daß die Faserung ganz verquer lief: „Verwimmerter Hund san des", meinte Franzl, „da kannst di tappig schlagen und die spalten doch net, die Malefizkramp'n!" Diese also wollten wir mit einem zweizölligen Bohrer anbohren und mit Sprengpulver laden. Dann mußte das ganze Zeug zu mir nach Hause gefahren, gesägt, gespalten, zum Messen geschichtet und verladen werden. „Zeitlang wern ma net hab'n, die nächsten Wochen!" meinte Franzl.

Und er behielt recht: es wurde eine harte, harte Arbeit, manchmal schielten wir einander von der Seite an, als wüßten wir nicht mehr, wie wir auf die Kateridee hatten kommen können. Aber dann packte uns wieder die Verbissenheit, eine richtige Wut, den „verwimmerten Hunden" nicht recht zu lassen, nein, nein, wir mußten sie zwingen!

Die Windwürfe, die mit den Wurzeln in die Höhe dastanden, waren ja deswegen noch lange nicht geviertelt und aufgeladen. Zuerst hatten wir ihnen vertraut und ohne weiteres daran herumhantiert, aber dann klappte doch einer, es war der dritte oder vierte, unversehens herunter, in sein altes Bett zurück, richtig heimtückisch, man sah, wie gerne er einen von uns erwischt und breitgequetscht hätte.

Von da ab mußten wir sie immer mit Stricken sichern, bis wir sie ganz gelöst hatten und auf die Schnittfläche umstürzen konnten. Aber auch da hieß es aufpassen wie auf Raubtiere — manche Wurzeln lagen eingezwängt, schnellten plötzlich hoch und konnten einen „ganz g'spaßig" treffen.

Aber die hochstehenden waren eben doch noch eine Spielerei gegen die andern, die wieder im Boden saßen. Heraussprengen durften wir sie nicht, es war Kiesboden, und die Steinchen wären wie Schrot herumgespritzt. Da hieß es, mit Hebebäumen anlupfen, untersetzen, anlupfen, untersetzen — bis der Bursche langsam hochkam und wir ihn ganz umkippen konnten. Da gab es dann öfters den kitzligen Augenblick, wo wir uns alle beide mit den Schultern gegen das Wurzelgeflecht stemmten und nicht ganz genau wußten, würden wir den Stock umkippen oder er uns. Die Augen standen uns aus dem Kopf, die Halsadern waren dick aufgeschwollen, reden konnten wir nicht, nur mit einem Gurgeln machten wir uns Mut — öh . . . öh . . . ööӧh! Da lag er schließlich, und wir standen — es hätte umgekehrt sein können. Aber wir standen, und während wir die Innereien, die aus dem Lot geraten waren, langsam zurechtschüttelten, spuckten wir auf den Besiegten.

Wenn wir drei oder vier Kerle auf dem Kopf stehen hatten, bohrten wir sie hinterwendig an und sahen zu, wie ihnen das Pulver die Sitzfläche auseinanderteufelte. Manchmal flogen die Sprengtrümmer verdächtig nahe über unsere Deckung — was wir eben so Deckung nannten: einen Holzhaufen, einen Stubben oder eine Mulde.

Nach zwei Tagen Ausgraben und Sprengen spannten wir jeder unseren Ochsen ein und holten die Trümmer nach Hause. Da waren solche darunter, daß wir sie zu zweit auf den Rolltisch der Kreissäge heben mußten; einmal paßten wir dabei nicht auf, und der ganze Rolltisch klappte hoch, aber er fiel glatt zurück, daß das Sägeblatt sauber durch seinen Schlitz kam, sonst hätten wir was erleben können, die Säge lief auf gleichen Touren wie der Motor.

Dann fraß sich das Blatt durch das Holz, hui . . . huii . . . huiii — manchmal war Erde zwischen den Wurzeln eingewachsen, auch ein Stein gelegentlich, dann tat es einen Schlag, die Säge schnitt nicht mehr und mußte neu gefeilt werden, ein Zahn nach links, einer nach rechts. Es dauerte eine Viertelstunde, bis man um das große Blatt herum war; und wenn man dann den Motor neu anließ, und sofort wieder auf einen Stein traf, da fielen einem seltene Worte ein, aber es war ja nie Zeit zum Aufschreiben.

Unter den gesägten Stücken, und wenn sie noch so kurz geschnitten waren, gab es doch noch manche, die sich durchaus nicht spalten lassen wollten — dann packte den Franzl die Wut: er schmetterte sie zwölf, fünfzehn, zwanzigmal auf den Hackklotz nieder und rief dazwischen: „Brechen muß was!" Es brach auch immer was, wenn auch nichts anders, dann der Stiel oder die Schneide, denen wurde dann keine schöne Nachrede gehalten.

Bis zum Freitag abend hatten wir immer sechs Raummeter fertig gespalten, da konnten wir gerade unsre zwei Einspännerwagen volladen; darüber wurde es meistens dunkle Nacht.

Und am nächsten Tag in aller Frühe kam der Franzl mit seinem Ochsen herüber, wir spannten zusammen und fuhren die aneinandergehängten Wagen dem Städtchen zu. Es waren zwölf Kilometer bis dahin, halbwegs war ein kleiner Berg: Dort hängten wir einen Wagen ab, fuhren den ersten bis auf die Höhe, gingen mit den Ochsen zurück und holten den zweiten, dann hängten wir wieder zusammen und fuhren weiter.

Im Städtchen fuhren wir zuerst bei unserem Einkehrwirt vor und erfragten die Holzpreise. An Nachfrage fehlte es nicht, die Leute riefen uns aus den Fenstern an. Am liebsten war es uns, wenn sie einen ganzen Wagen voll kauften, das waren gemessene drei Meter. Sonst mußten wir einen Haufen abladen, schichten und neu ausmessen.

Gold und Seide konnten wir nicht spinnen bei dem Geschäft, die Spanne war gering. Aber wir konnten doch jeder unsere Sachen bezahlen und behielten immer noch soviel übrig, daß wir uns an jedem Verkaufstag eine Maß Bier, oder drei, kaufen konnten, damit uns bei der Heimfahrt nicht fror. Dann saßen wir und sangen zum Rattern der leeren Wagen:

„San mer unser zwei — san mer unser drei,
San mer unser zwei oder drei . . ."

 Bunte Chronik 

Wasserdiebstahl in England.

Die große Trockenheit der vergangenen Wochen, unter der ganz Europa mehr oder weniger zu leiden hatte, hat in einzelnen Gegenden Englands katastrophale Formen angenommen. Der Wassermangel macht es nötig, besondere Bestimmungen herauszugeben, die den Wasserverbrauch genau regeln und Verschwendung durch Strafen ahnden. In Beydon in der Grafschaft Wiltshire machen sich die verhängnisvollen Folgen der Wassernot besonders bemerkbar. In dieser Ortschaft ist das Wasser so knapp, daß die Bewohner sich ihre Vorräte aus weit entfernten Brunnen mühsam herbeischleppen müssen. In der letzten Zeit kam es häufig vor, daß Wasser gestohlen wurde. Wenn ein Bauer sich mit vieler Mühe einen Wasserbehälter angelegt hatte, der ein paar Tage reichen sollte, so mußte er eines Morgens die Feststellung machen, daß in der Nacht Wasserdiebe eingedrungen waren und in mitgebrachten Gefäßen das kostbare Naß entführt hatten. Ein paarmal hat man bereits einen Übeltäter auf frischer Tat ertappt, und die Dorfbewohner übten gleich selbst Justiz, indem sie dem Wasserdieb eine kräftige Tracht Prügel verabreichten. Jetzt hat die Gemeinde Beydon um polizeilichen Schutz gebeten, der den Wasserdieben das Handwerk legen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.